

Franz Bockrath, Bernhard Boschert, Elk Franke (Hg.)
Körperliche Erkenntnis

FRANZ BOCKRATH, BERNHARD BOSCHERT, ELK FRANKE (Hg.)

Körperliche Erkenntnis

Formen reflexiver Erfahrung

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2008 transcript Verlag, Bielefeld



This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat & Satz: Bernhard Boschert mit Unterstützung von Patrick Grüneberg
und Gilles Renout

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-89942-227-6

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:
info@transcript-verlag.de

Inhalt

Vorwort	7
----------------	---

Körperliche Erkenntnis – eine Einführung	9
---	---

FRANZ BOCKRATH/BERNHARD BOSCHERT/ELK FRANKE

I. KÖRPER – WISSEN – REFLEXION – ERKENNTNIS

Raum – Bewegung – Rhythmus.

Zu den Grundlagen einer Erkenntnis durch den Körper	15
--	----

ELK FRANKE

Das Sprachspielkonzept und der Sport	41
---	----

GUNTER GEBAUER

Reflexion und Wiederholung.

Mit einem Ausblick auf ›Rhythmus‹	53
--	----

VOLKER SCHÜRMANN

Körperliche Erkenntnis als empraktische Körpererinnerung	73
---	----

VOLKER CAYSA

II. KÖRPER – BEWEGUNG – ZEICHEN – WAHRNEHMUNG

Schmerzempfinden als Ausdruckserleben.

Zur Technologisierung des Körpers am Beispiel der Haut	89
---	----

FRANZ BOCKRATH

Habe »ich« geschossen?

Überlegungen zum nicht beabsichtigten Schusswaffengebrauch durch Polizeibeamte	117
---	-----

CHRISTOPHER HEIM

Intelligente Körper.
Bewegung entwerfen – Bewegung entnehmen – Bewegung denken 135
SABINE HUSCHKA

Körper – Bewegung – mediale Erziehung im höfischen Roman 157
NADIA GHATTAS

III. KÖRPER – HABITUS – MACHT – DISZIPLIN

Plastische Unterschiede.
Physisches Leiden und die Verletzbarkeit der Soziologie 179
CHRISTIAN PAPILLOUD/KLAUS LATZEL

**Extremsport Triathlon und Michel Foucaults Konzept
der Formung von Subjektivität** 199
CORINA TURNES

»Extremsport«: Der Körper in der Subkultur.
Literarische Inszenierungen von Punk, Techno und Schwulenszene 215
VOLKER WOLTERS DORFF

Vom Kickfederball zum Frauensport.
Chinas Frauen am Ende der Ära des Fußbindens 229
MAREILE FLITSCH

Autorenverzeichnis 247

Vorwort

»Körperliche Erkenntnis: Empirie und Theorie« – so lautete der Titel einer Tagung, die vom 6.-8. November 2003 in Berlin stattfand. Der vorliegende Band versammelt einige der dort vorgestellten Beiträge. Dass die Veröffentlichung mit einiger Verzögerung erst jetzt erfolgen kann, hat nicht zuletzt biografische und berufliche Gründe. Gleichwohl vertreten wir die Auffassung, dass der Band einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen ist, da das Thema seit dem so genannten cultural turn in den Sozialwissenschaften eher an Bedeutung zuzunehmen scheint. Die »Wende zur Kultur« in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen hatte zur Folge, dass anstelle mechanistischer Verhaltensdeutungen und empiristischer Wirklichkeitsbeschreibungen wieder vermehrt Fragen nach der sinnhaften und symbolischen Strukturierung gesellschaftlicher Phänomene gestellt wurden. Bei ihrer Bearbeitung konzentrierte man sich jedoch weniger auf allgemeine Erklärungsschemata, Ideen oder Weltbilder, sondern auf deren unhintergehbare Voraussetzungen, die bereits in einfachen Praktiken, Handlungen und Interaktionen zum Ausdruck kommen. Vor diesem Hintergrund erscheint der Körper nicht mehr nur als Randphänomen sozialwissenschaftlicher Forschung, sondern als Bedingung der Möglichkeit sozialer Praxis. Eben deshalb rückt er zunehmend ins Zentrum sozialtheoretischer und sozialphilosophischer Perspektiven, wodurch der – auch im vorliegenden Band – interdisziplinär geführte Dialog erkennbar positiv beeinflusst wird.

An Planung und Durchführung der oben genannten Tagung war neben den Herausgebern des Bandes auch Thomas Alkemeyer beteiligt. Ihm gilt ebenso unser Dank wie dem Sonderforschungsbereich 447 »Kulturen des Performativen« (FU Berlin) und der Sektion »Sportphilosophie« der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft, die das Symposium materiell und finanziell erst ermöglicht haben. Nicht zuletzt sind wir Herrn Wierichs vom transcript Verlag zu Dank verpflichtet, der dieses Projekt mit einiger Geduld begleitet hat.

Berlin, Bremen, Darmstadt im Februar 2008,
Die Herausgeber

Körperliche Erkenntnis – eine Einführung

FRANZ BOCKRATH/BERNHARD BOSCHERT/ELK FRANKE

Der Titel des vorliegenden Bandes geht zurück auf das vierte Kapitel der »Méditations pascaliennes« von Pierre Bourdieu.¹ Der Autor geht dort der Frage nach, wie Akteure im praktischen Austausch sich den jeweiligen Erfordernissen ihrer gesellschaftlichen Umgebung anpassen bzw. diese verändern. Im Unterschied zu mechanistischen Auffassungen, die das Handeln als direkte Folge äußerer Ursachen begreifen, sowie finalistischen Konzepten, in denen Handlungen auf rationale Kalküle zurückgeführt werden, verweist Bourdieu auf die Bedeutung körperlich bestimmter Habitusformen, die zugleich eine Öffnung und Schließung zur Welt bedeuten, insofern sie ein Handeln innerhalb bestimmter Grenzen ermöglichen. »Diese Systeme von Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata ermöglichen es, praktische Erkenntnisakte zu vollziehen, die auf dem Ermitteln und Wiedererkennen bedingter und üblicher Reize beruhen, auf die zu reagieren sie disponiert sind, und ohne explizite Zwecksetzung noch rationale Mittelberechnung Strategien hervorbringen, die – freilich in den Grenzen der strukturellen Zwänge, aus denen sie resultieren und die sie definieren – angemessen sind und ständig erneuert werden.«²

Provokant ist hierbei nicht allein der Versuch, Handlungen jenseits mechanistischer bzw. rationalistischer Sozial- und Kulturtheorien zu verorten, indem die unhaltbare Unterscheidung zwischen objektivistischen und subjektivistischen Erklärungsansätzen kritisiert wird.³ Theoretisch weiterführend ist vielmehr die hieraus abgeleitete Konsequenz, die Logik dieser Unterscheidung durch eine »Logik der Praxis« (Bourdieu 1987: 147ff) zu ersetzen, die

1 Vgl. dazu die deutsche Übersetzung von Achim Russer unter Mitwirkung von Hélène Albagnac und Bernd Schwibs: Pierre Bourdieu: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001.

2 Ebd.: 177f.

3 Vgl. dazu Bourdieu (1987).

sich von der subjektivistischen Vorstellung eines intentionalen Bewusstseins wie auch von der objektivistischen Annahme eines unbewussten Geistes gleichermaßen distanziert. Der praxeologische Ansatz beschäftigt sich demgemäß mit den Zusammenhängen zwischen körperlichen Verhaltensweisen, praktischen Verstehensformen, feldspezifischen Bedingungen und kulturellen Sinnmustern. Zurückgewiesen werden damit all jene sozial- und kulturtheoretischen Ansätze, die Strukturen und Praxen unabhängig voneinander deuten. Die Vermittlung beider Pole steht daher nicht zufällig im Zentrum des Habituskonzeptes von Bourdieu.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, weshalb Bourdieu von »körperlicher Erkenntnis« (frz.: »connaissance par corps«) spricht. Gesetzt wird damit ein anderes Verständnis von Erkenntnis, das nicht mehr im traditionellen Sinne ein rational begründetes und systematisch geordnetes Wissen bezeichnet, sondern die jeweilige Logik seiner Hervorbringung unterstreicht. Radikal ist dieser Ansatz insofern, als die dialektische Vermittlung von Subjekt und Objekt nicht innerhalb der Grenzen des Denkens reflektiert wird, sondern stattdessen die Grenzen dieses Denkens selbst, d. h. ihre sozialen Bedingungen und materiellen Voraussetzungen, auslotet. Indem Bourdieu den Körper zugleich als Subjekt und Objekt der Erkenntnisbildung begreift, werden zugleich all jene epistemologischen, ästhetischen und ethischen Irrtümer deutlich, die aus der vermeintlichen Distanz des Denkers zum Gedachten entstehen. Richtet man hingegen den Fokus auf die konkreten Immanenzbeziehungen und Habitusformen, die ein praktisches Begreifen der Welt erst ermöglichen, so erscheint der Körper zugleich als Produkt und Produzent seiner ihm vertrauten Wirklichkeit. Oder mit Bourdieus eigenen Worten: »Weil der Körper (in unterschiedlichem Ausmaß) exponiert ist, weil er in der Welt ins Spiel, in Gefahr gebracht wird, [...] ist er in der Lage, Dispositionen zu erwerben, die ihrerseits eine Öffnung zur Welt darstellen, d.h. zu den Strukturen der sozialen Welt, deren leibgewordene Gestalt sie sind.« (Bourdieu 2001: 180)

Die Beiträge des vorliegenden Bandes beschäftigen sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit der hier angedeuteten Doppelfunktion körperlicher Erkenntnisbildung. Im ersten Teil wird der Körper ausdrücklich mit bewusstseinstheoretischen Begriffen – Wissen, Reflexion, Erkenntnis – ins Verhältnis gesetzt, die dadurch eine veränderte Bedeutung erhalten. Für Elk Franke bleibt die Rede von der Wiederentdeckung des Körpers verkürzt, wenn dabei kulturanthropologische Kategorien unberücksichtigt bleiben. Aus diesem Grund werden Raum, Bewegung und Rhythmus als unhintergehbare Voraussetzungen körpersoziologischer Forschung expliziert. Am Beispiel von Wittgensteins Sprachspielkonzept verdeutlicht Gunter Gebauer die konstitutive Bedeutung des Körpers beim praktischen Sprachgebrauch. Ähnlich wie der Spielkörper im Sport eine bestimmte Haltung ausbildet, die ein situationsge-

rechtes Handeln ermöglicht, werden auch durch Sprachspiele Organisationsweisen des Sozialen erzeugt, in denen die Akteure körperlich verstehen, was zu tun ist. Mit den begrifflichen Voraussetzungen körperlicher Erkenntnis beschäftigt sich Volker Schürmann. Am Beispiel von Innwerden, Wiederholung und Rhythmus werden die Besonderheiten körperlich-praktischer Reflexionsweisen herausgearbeitet. Volker Caysa knüpft hier in gewisser Weise an, indem er vorbewusste Könnenserfahrungen thematisiert. Am Beispiel des empraktischen Körperwissens und Erinnerns wird verdeutlicht, dass habituell einverlebte Wissensformen zwar nicht vollständig explizit gemacht werden können, jedoch über soziale Körperpraktiken intersubjektiv bedeutsam werden.

Im zweiten Teil des Bandes werden Beispiele für soziale Körperpraktiken aus unterschiedlichen sozialen Kontexten gegeben. Franz Bockrath beschäftigt sich mit dem Tätowieren als kulturelle Ausdrucksform. Er sieht darin eine populäre Form der Körpertechnologisierung, die freilich erst mit Blick auf ihre historischen und sozialen Voraussetzungen verständlich wird. Christopher Heim berührt mit seinen Überlegungen zum nicht beabsichtigten Schusswaffengebrauch das grundsätzliche Problem der Zurechenbarkeit von Handlungen, die – im Sinne von Bourdieu – weder rein mechanistisch noch finalistisch erklärbar sind. Sabine Huschka untersucht Bewegungshandlungen an Beispielen aus dem Bereich des Tanzes und sieht darin ein gestalterisches Zusammenspiel zwischen Körper, Choreografie, Raum und zeitlicher Dauer. Vor allem zeitgenössische Tanzästhetiken beanspruchen, über Distanzierungen vom eigenen Körperwissen zu einem praktisch reflektierten Verständnis desselben zu gelangen. Körperliche Aufführungsformen und Bewegungsstile in der höfischen Literatur untersucht Nadia Ghattas. Exemplarisch wird aufgezeigt, wie die Zugehörigkeit zum höfischen Adel über praktisch geformte und körperlich verfeinerte Verhaltensmuster abgesichert und beglaubigt wurde.

Im dritten Teil schließlich werden Körper und Habitus im Kontext verschiedenartiger Machttechniken und Disziplinierungsformen gedeutet. Christian Papilloud und Klaus Latzel beschäftigen sich mit Habitusübergängen am Beispiel unterschiedlicher Formen physischen Leidens. Anders als bei Bourdieu, der soziale Transformationen des Physischen zunächst als Veränderungen ihrer symbolischen Codierung deutet, weisen sie darauf hin, dass physische Veränderungen auch in umgekehrter Weise soziokulturelle Praktiken und symbolische Machtverhältnisse beeinflussen können. Corina Turnes untersucht am Beispiel des Extremsports Triathlon die Steigerungsmöglichkeiten des Körpers. Mit Foucault begreift sie dabei den menschlichen Körper als Angriffs- und Kreuzungspunkt gesellschaftlicher Macht, die gleichwohl das Potenzial einer selbstbestimmten Lebenspraxis beinhaltet. Der Triathlon-sport ist allerdings eher als Anpassung an die Erfordernisse der Bio-Politik zu

begreifen, insofern die technologisch gesteigerten Selbstverhältnisse hier unersättlich erscheinen. Volker Woltersdorff untersucht den Stellenwert des Körpers in der Subkultur am Beispiel von Techno, Punk und Schwulenszene. Dabei zeichnet er ein heterogenes Bild, wobei der Körper sowohl Gegenstand von Disziplinierung und Überschreitung als auch je spezifisches Ausdrucksmittel eines praktisch hergestellten Lebensgefühls ist. Mareile Flitsch untersucht schließlich am Beispiel des Fußebindens in China eine besondere Form der Körperdisziplinierung. Abgesehen von kontroversen Deutungsmustern, die diese Praxis einerseits als Unterdrückung und andererseits als Ausdruck einer starken weiblichen Identität begreifen, bedeutete das Binden der Füße eine tief greifende Verletzung der körperlichen Unversehrtheit, die eine Reihe weiterer Disziplinierungen zur Folge hatten. Diese belegen auf fatale Weise, wie der Körper selbst zum Subjekt und Objekt der Erkenntnis wird.

In dem zuletzt genannten Aspekt liegt zugleich die verbindende Klammer der Beiträge dieses Bandes. Der Körper wird eben nicht nur als Mittler zwischen Ich und Welt verstanden, sondern Ich und Welt sind immer schon körperlich vermittelt, das heißt, der Körper ist Teil der sozialen Welt und diese ist in ihm körperlich angelegt: »Anders gesagt, wenn der Körper die ihm vertraute Welt unmittelbar erfasst, so deswegen, weil die dabei verwendeten kognitiven Strukturen aus der Einverleibung der Strukturen der Welt resultieren, in der er handelt; weil die Konstruktionselemente, die er verwendet, um die Welt zu erkennen, von der Welt konstruiert wurden.« (Ebd.) Diese körperlich-praktische Erkenntnis-konzeption bietet zugleich den Rahmen für weiterführende Fragestellungen; am jeweiligen Material bleibt daher zu prüfen, welche spezifischen Antworten sich daraus ergeben. Die nachfolgenden Beiträge bieten hierfür verschiedenartige Anschlussoptionen.

I. Körper – Wissen – Reflexion – Erkenntnis

Raum – Bewegung – Rhythmus. Zu den Grundlagen einer Erkenntnis durch den Körper

ELK FRANKE

Die lange beklagte Körpervergessenheit moderner Sozialwissenschaften wird zunehmend als Einstiegsthema in einen Diskurs benutzt, in dem dann nicht selten elaboriert über einen angeblichen Paradigmenwechsel zugunsten des Körpers in kulturwissenschaftlichen Forschungsansätzen berichtet wird.¹ Eine genauere Analyse verschiedener sozialwissenschaftlicher Beiträge zeigt jedoch, dass trotz der Zunahme an Publikationen und der Vorarbeiten aus der Philosophie und Soziologie durch Nietzsche, Husserl, Merleau-Ponty bzw. Simmel, Elias, Foucault oder Bourdieu der Stellenwert des Körpers im Verhältnis des Menschen zur Welt immer noch sehr kontrovers beurteilt wird. So findet der Topos einer sogenannten »Unhintergebarkeit« des Körpers zwar eine weite Verbreitung, unklar bleibt jedoch häufig, in welcher Weise z.B. das Soziale des Körpers zum Thema werden kann. Die Annahme, man könne am Körper die sozialen Bezüge, in denen er agiert, »ablesen« und zugleich dadurch bestimmen, wie er in verkörperter Weise Soziales repräsentiert, ist erst eine Erkenntnis der jungen Sozialforschung.²

Dabei geht es zum einen darum, zu beschreiben und zu analysieren, wie der Körper sowohl »ge-formt« wird bzw. wodurch diese Form eine soziale Bedeutung erhält als auch darum zu bestimmen, wodurch Körper-Formen soziale Wirksamkeit entfalten. Mit Bezug auf Foucault und Bourdieu konnten diese zwei Frageperspektiven in den letzten Jahrzehnten konkretisiert werden. Sowohl in den Theorien als auch in empirischen Untersuchungen wurde sichtbar, wie gesellschaftliche Umstände den Körper des Einzelnen prägen

1 Vgl. u.a. List (1997: 167-185) sowie Gugutzer (2005: 109-119).

2 Vgl. dazu Hahn/Meuser (2002).

und welche handlungsleitende Bedeutung eine so genannte »Inkorporierung gesellschaftlicher Strukturen« erhalten kann. Weniger Beachtung findet im Rahmen der inzwischen relativ vielfältigen sozialwissenschaftlichen Forschung zum Körper die Frage, in welcher Weise in einem solchen wechselseitigen Inkorporierungs- und Strukturierungsprozess auch dem Körper selbst eine spezifische »Erkenntnis-Funktion« im Bezug des Menschen zur Welt zugeschrieben werden kann.

Der folgende Beitrag nimmt diesen Aspekt auf und versucht an drei kontextrelevanten Faktoren – dem Raum, der Bewegung und dem Rhythmus – die jeweilige Bedeutung für körperliche Erkenntnisprozesse zu explizieren. Dabei soll deutlich werden, dass es nicht darum geht, die Spezifik des Körpers im Raum, seine Veränderung durch die Bewegung oder die Auswirkungen des Rhythmus auf körperliche Prozesse zu analysieren. Vielmehr ist es das Ziel, anhand der drei Begriffe zu zeigen, in welcher Weise jede Analyse von Körperlichkeit im sozialen Feld von einem doppelten Begriffsverständnis ausgehen muss. Denn der Raum, die Bewegung und der Rhythmus sind nicht nur kontext-relevante Faktoren für den Körper, sondern gleichzeitig immer auch konstitutive Bedingungen für die Ausprägung einer bestimmten Form von Körperlichkeit.

Ein Gesichtspunkt, der sich erst dann erschließt, wenn sowohl die Ambivalenz der drei Begriffe als auch ihre wechselseitige Verweisung hinsichtlich einer Konstituierung des Körpers genauer analysiert wird. In welcher Weise dies zu verstehen ist, skizziert u.a. Ludger Schwarte, wenn er betont:

»Wir müssen daher unseren Raumbegriff weiter entwickeln und auch über Michel Foucaults Definition des Raums als ›ensemble de relations‹ hinausgehen. Der Raum kann Rhythmus sein, Platzierung, ein Draußen, welches die Qualitäten des Körperlichen zur Erscheinung bringt, oder er kann verstanden werden als ein Organ (Chorà), welches Materie als räumliche Desorganisation hervorbringt. Raum kann die Möglichkeit der Simultaneität oder der Sukzession sein, er kann eine Konjunktion oder Disjunktion, ein Ursprung oder eine Grenze [...] er kann statisch sein oder dynamisch, Ausdehnung, Leere oder Fülle.« (Schwarte 2004: 94)

Entscheidend ist, dass diese Ambivalenz der drei Begriffe, einschließlich ihrer wechselseitigen Verwobenheit bei der Konstitution von Körperlichkeit, nur erfasst werden kann, wenn vermieden wird, dass die bildgebundenen symbolischen Vorstellungswelten »unbemerkt« eine begriffsrelevante Vorstrukturierung erzeugen.

»Alle diese Varianten, welche den Raum noch als zusammen [...] als heterogene Räumung verstehen, unterstellen die Raumwerdung der Notwendigkeit einer vorbewussten souveränen Bildordnung, einer differenzierten Realität der Körper. Sie denken den Raum von der Sichtbarkeit her [...]. Das Rauschen, das Offene, die Spannung und das Fließen sollten nicht

schon als Emanation begriffen werden [...]. Als Streuung, als Disparatheit oder als Porosität verstanden, befreit dies den Raum [...] von oberflächlicher Dimensionierung und symbolischer Zurichtung.« (Ebd.: 94f)

Raum: Schachtelraum – Lagerungsqualität – Ordnungsprinzip

In der Diskussion zur Raumthematik, die in jüngster Zeit für die Soziologie von Löw aufgearbeitet worden ist, haben sich zwei Traditionslinien herausgebildet: eine so genannte »absolutistische« und eine »relativistische«. (Löw 2001: 17)

Raum als umgebende »Schachtel«

Die absolutistische Tradition ist wesentlich geprägt worden durch Ptolemäus, Kopernikus, Kepler, Galilei und Newton. Kennzeichnend für sie ist ein Dualismus von Raum und Körper, wobei der Raum unabhängig von materiellen Bedingungen gedacht wird. Anschaulich verdeutlicht Einstein die Auffassung an einem Beispiel:

»In einer bestimmten Schachtel können so und so viele Reiskörner [...] untergebracht werden [...] Man kann dies »ihren« Raum nennen. Es mag andere Schachteln geben, die in diesem Sinne gleich großen Raum haben. Dieser Begriff »Raum« gewinnt so eine vom besonderen körperlichen Objekt losgelöste Bedeutung. Man kann auf diese Weise durch natürliche Erweiterung des »Schachtelraums« zu dem Begriff eines selbstständigen unbeschränkt ausgedehnten Raumes gelangen, in dem alle körperlichen Objekte enthalten sind. Dann erscheint ein körperliches Objekt, das nicht im Raum gelagert wäre, schlechthin undenkbar. Dagegen scheint es im Raum dieser Begriffsbildung wohl denkbar, daß es einen leeren Raum gibt.« (Einstein 1980: 15)

Einstein skizziert hier eine Raumvorstellung, die die Grundlage der Newtonschen Physik bildete und in wesentlicher Weise die Alltagsvorstellung vom Raum als »Räumlichkeit« im materiellen und sozialen Sinne geprägt hat, wobei popularisierte Vorstellungen von Kant z.T. als Wegbereiter dienten. In seiner »transzendentalen Ästhetik« weist er darauf hin, dass der Raum nicht durch Einzelvorstellungen oder Abstraktionen gewonnen werden kann, sondern vor jeder räumlichen Ordnungsvorstellung immer schon als gegeben angenommen werden muss, das heißt, der Raum als Voraussetzung a priori existent sein muss. Dabei geht Kant in seiner Zeit davon aus, dass es nur eine vorstellbare Raumvoraussetzung und konkret, eine euklidische Annahme a priori geben kann, die jeder sinnlichen Wahrnehmung vorangeht. »Der Raum ist

eine notwendige Vorstellung, a priori, die allen äußeren Anschauungen zu Grunde liegt.« (Kant zit.n. Löw 2001: 29)

Für Löw haben die Newtonschen alltagstauglichen Physikannahmen und die kulturprägende Bedeutung der Kantischen Philosophie wesentlich dazu beigetragen, dass auch in der Soziologie die absolutistische Raumdeutung, die Vorstellung des Raumes als Schachtel, Verbreitung fand. Besonders offensichtlich ist die absolutistische Raum-Tradition in der Stadt- und Regionalsoziologie mit der Konsequenz, dass der Raum als eigenständiger soziologischer Gegenstand nicht thematisiert wird. Dadurch, dass ein irgendwie gearteter territorialer Raum als »Behälter« immer schon vorausgesetzt wird, in dem sozialrelevant gehandelt wird, werden zwar die Handlungen soziologisch analysiert, aber nicht die Bedingungen, unter denen sie unter Umständen zu spezifischen Handlungen werden. Das heißt, es werden Bewegungen und Handlungen im Raum aus soziologischer Perspektive erforscht, aber nicht so etwas wie »bewegte Räume«: Räume, die sich erst in und durch die Handlungen konstituieren. Eine solche Orientierung könnte nach Löw jedoch nur entwickelt werden, wenn die relativistischen Raumdeutungen von Leibniz oder Einstein innerhalb der soziologischen Theoriebildung und in empirischen Untersuchungen zur Raumerfahrung eine prinzipielle Beachtung finden würden.

Raum als Lagerungsqualität

Folgt man der relativistischen Tradition wird deutlich, dass »der Raum« nicht unabhängig von Bewegungen und d.h. bestimmten Relationen gedacht werden kann. Entsprechend verweist Einstein darauf, dass der Raum eine »Art Ordnung körperlicher Objekte und nichts als eine Art Ordnung dieser körperlichen Objekte ist. Wenn der Begriff »Raum« in solcher Weise gebildet und beschränkt wird, hat es keinen Sinn von leerem Raum zu sprechen.« (Einstein 1980: 15)

Damit wird eine Position bekräftigt, die vor allem von Leibniz (1646-1716) vorbereitet worden war. In einem Briefwechsel mit Clark, einem Anhänger der Ideen Newtons, schrieb er:

»Ich habe mehrfach betont, dass ich den Raum ebenso wie die Zeit für etwas rein Relatives halte; für eine Ordnung der Existenzen im Beisammen, wie die Zeit eine Ordnung des Nacheinander ist.« (Leibniz 1966: 13; vgl. auch Löw 2001: 27)

Entscheidend ist, dass diese Lagerungsqualität des Raumes sich erst durch eine bestimmte Ordnung ergibt, ein »Ordnungsprinzip der Lagerrelation« wie Gosztonyi (1976: 363) betont. Die Lageverhältnisse, die den Raum bilden, sind nach Einstein dadurch gekennzeichnet, dass sie sich in stetiger Bewegung befinden, was Löw wie folgt zusammenfasst:

»Der Raum ist die Beziehungsstruktur zwischen Körpern, welche ständig in Bewegung sind [...]. Raum ist demnach nicht länger der starre Behälter, der unabhängig von materiellen Verhältnissen existiert, sondern Raum und Körperwelt sind verwoben.« (Löw 2001: 34)

Zusammenfassend ergibt sich daraus eine Kennzeichnung des Raumes sowohl als Rahmung für als auch zur Konstituierung von Körperlichkeit unter zwei wesentlichen Gesichtspunkten:

- 1 der generellen Lagerungsqualität,
- 2 die selbst wieder an ein Ordnungsprinzip gebunden ist.

Eine Schlussfolgerung, die konsequent erscheint, die aber weiterhin offen lässt, wie diese »Verwobenheit« von Körperwelt und Raum insbesondere in Erkenntnisprozessen des Menschen im Bezug zur Welt gedeutet werden kann.

Der Raum – Ein Ordnungsprinzip

Die über tradierte dichotome Rezeptionsmuster hinausgehende Bedeutung des Raumes als Ordnungsprinzip von Welt soll im folgenden unter Bezug auf Ernst Cassirer (1), Pierre Bourdieu (2) und Maurice Merleau-Ponty (3) skizziert werden.

(1) Ein Philosoph, der sich nicht nur bemüht hat, Kants apriorische Annahmen zum Raum mit jenen Aussagen zur relativen Lagerungsqualität von Leibniz in Beziehung zu setzen, sondern der auch versucht hat, dies auf konkrete Erfahrungen bzw. Erkenntnismöglichkeiten des Menschen zu übertragen, ist Ernst Cassirer. Seine Theorie der symbolischen Formen erfährt zurzeit nicht zufällig eine gewisse Renaissance.³

Die philosophische Grundlage bilden der Begriff der »Form« bzw. der Begriff der »Ordnung«, denen Cassirer einen Vorrang vor dem Seins-Begriff zuweist. Anschaulich wird dies in den Bereichen der Wahrnehmung und Erfahrung. Sie sind für ihn geformte Prozesse mit der Konsequenz, so dass wir letztlich »nicht nichtgeformt« wahrnehmen können. Und in diesem Ordnungs- und Gliederungsprozess erhält der Raum für Cassirer eine besondere Funk-

3 Die Ursache dafür ist zumindest eine zweifache: Zum einen ist in den Geistes- und Sozialwissenschaften nach dem Wissen um die Grenzen des *linguistic turn* und den unterschiedlichen Versuchen um eine Aufwertung performativer Bedingungen im Mensch-Welt-Verhältnis auch die Bereitschaft gestiegen, sich mit älteren systematischen Arbeiten zur Symbolbildung zu beschäftigen. Zum anderen lässt die Philosophie Cassirers durch ihre Aufnahme Kantischer Gedanken bei gleichzeitiger Kritik an diesen eine interessante Zwischenposition erkennen, die häufig auch als »dritte Philosophie« bezeichnet worden ist. (Vgl. dazu Schwemmer 1997)

tion. Er stellt eine Art symbolischer »Quer-Form« dar, die wie ein Grundpfeiler »das Ganze tragen und das Ganze zusammen halten muss.« (Cassirer 1931: 21) In seiner Auseinandersetzung mit Kant und Leibniz kommt Cassirer zu der Einsicht, dass die Leibnizsche Definition des Raumes in besonderer Weise geeignet ist, das Fundament der Ordnungsstruktur des Raumdenkens abzugeben.

In klarer Abgrenzung zur Kantischen Tradition sieht Cassirer in der »analysis situs« von Leibniz »die relationale und qualitative Begründung des geometrischen Raumes über den cartesianischen Ausdehnungsbegriffs und der Reduktion des Raumes auf seine ›Messbarkeit‹ hinaus.« (Vgl. Massimo 1992: 169f)

Der Raum verliert damit für Cassirer seine traditionelle Körperkonnotation, wobei von Bedeutung ist, dass er in Absetzung zur Leibnizrezeption auf einer realen Umsetzung des metaphysischen Rationalismus bei Leibniz besteht und damit eine Zwischenposition gegenüber den von Löw unterstellten Traditionslinien (absolutistisch – relational) anstrebt. Dies wird dort deutlich, wo er sich für eine Überwindung der Trennung der zwei Erkenntnisquellen – Sinnlichkeit und Verstand – bei Kant ausspricht.

Für das spezifische Problem des Raumes zeigt sich dies darin, dass Cassirer sowohl auf der besonderen Bedeutung der Formung besteht als auch auf die konstruktivistische Komponente dieses Prozesses verweist. Die sich dadurch abzeichnende »Zwischenposition« wird unter anderem deutlich in der Differenzierung und gleichzeitigen Verknüpfung von mythischem, ästhetischem und theoretischem Raum. Und hier zeigt sich für unsere Betrachtung Entscheidendes, nämlich dass es nicht eine allgemeine feststehende Raum-Anschauung gibt, sondern dass der Raum seinen bestimmten Gehalt und seine eigentümliche Fügung erst von der *Sinnordnung* erhält, innerhalb derer er sich jeweils gestaltet. Je nachdem er als mythische, als ästhetische oder als theoretische Ordnung gedacht wird, wandelt sich auch die »Form« des Raumes – und diese Wandlung betrifft nicht nur einzelne und untergeordnete Züge, sondern sie bezieht sich auf ihn als Gesamtheit, auf seine prinzipielle Struktur.

»Der Raum besitzt nicht eine schlechthin gegebene, ein für alle mal feststehende Struktur, sondern gewinnt diese Struktur erst Kraft des allgemeinen Sinnzusammenhangs, innerhalb dessen sich sein Aufbau vollzieht.« (Cassirer 1931: 29)

Dabei heißt für ihn Sinnzusammenhang immer auch die Bildung von Sinn aus Sinneserfahrung.

Andererseits verweist Cassirer aber auch darauf, dass die Ordnung der Räumlichkeit als eine transzendente Leistung nicht der sinnlichen Anschauung innewohnt und sich auch nicht aus den sozialisierenden Erfahrungsangeboten ergeben kann. Raum bleibt in letzter Konsequenz ein Erkenntnismittel,

das ein Neben- bzw. Nacheinander überhaupt ermöglicht. Es gibt kein Sein und kein Geschehen, kein Ding und keinen Vorgang, kein Element der Natur und keine menschliche Handlung, die nicht in dieser Weise räumlich fixiert und präterminiert wären. Die Formen dieser räumlichen Bindung sind »unverbrüchlich; vor ihnen gibt es kein Entrinnen.« (Cassirer 1931: 30)

Nach Ferrari ist es für Cassirers Raumkonzeption in diesem Zusammenhang auch von großer Bedeutung, »den Primat des ›Ordnungsbegriffs vor dem Maßbegriff« (Ferrari 1992: 180) geltend zu machen:

»Die Metrik ist zweifellos mit der Erfahrung verflochten und stellt das Ergebnis einer konventionellen Annahme dar; doch die Ordnung der Räumlichkeit ist a priori und bildet die konstitutive Bedingung der geometrischen Systeme. Zusammenfassend könnte man also sagen, dass das Apriori des Raumes damit zu einer Art ›topologischen a priori‹ wird.« (Ebd.)

»Was wir ›den‹ Raum nennen: das ist nicht sowohl ein eigener Gegenstand, der sich uns mittelbar darstellt, der sich uns durch irgendwelche ›Zeichen‹ zu erkennen gibt; sondern es ist vielmehr eine eigene Weise, ein besonderer Schematismus der Darstellung selbst.« (Cassirer 1953: 174)

»Denn es ist ein weiter Abstand, der die primäre Weise des Raum-Erlebnisses vom geformtem Raum, als Bedingung des Anschauens von Gegenständen, und der ferner diesen anschaulich-gegenständlichen Raum vom mathematischen Maß- und Ordnungsraum trennt.« (Ebd.: 173)

Dies bedeutet, Cassirer markiert eine Position, die für die weitere Argumentation bedeutsam ist:

- 3 Zum einen weist er Kants Orientierung an der Konkretisierung von Raumvorstellungen mit Hinweis u.a. auf Einstein und andere zurück.
- 4 Zum anderen hält er mit Verweis auf den Primat des Ordnungsbegriffs bei der Konstitution des Raumes an einer bestimmten Form von Raumapriori fest, das als Ordnungsprinzip gerade nicht aus der Erfahrung abgeleitet werden kann, sondern dieser letztlich erst eine Form gibt.

Dabei erschöpft sich eine Philosophie des Raumes für ihn nicht in der Enthüllung von ursprünglichen, sich aus dem alltäglichen Umgang mit dem Seienden ergebenden Strukturen, sondern sie ergibt sich erst aus dem symbolischen Formungsprozess selbst – also auf dem Hintergrund kulturphilosophischer Bestimmungen.

(2) Mit dieser sowohl relationalen als auch apriorisch geprägten Position hinsichtlich der Konstitution des Raumes und des dabei wirksam werdenden formgebundenen Ordnungsprinzips entwickelt Cassirer erkenntnistheoretische

Überlegungen, die Bourdieu 80 Jahre später in seiner »Logik der Praxis« sozialwissenschaftlich weiter präzisiert. Auch wenn er damit nicht explizit eine Soziologie des Raumes verfasst hat, wird den raumrelevanten Begriffen wie »Feld« und »Habitus« eine zentrale Bedeutung zugewiesen. So gebraucht Bourdieu beispielsweise den Begriff des »Feldes« häufig synonym mit dem des »sozialen Raumes«, der sich aus den Beziehungen von Personen, Menschengruppen und Verteilungskämpfen unter Berücksichtigung des ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitals ergibt.⁴ Bemerkenswert ist, dass diese relationalen Bezüge des sozialen Raumes immer auch in eine spannungsvolle Beziehung gesetzt werden zum angeeigneten physischen Raum eines Akteurs, den Bourdieu »reifizierten sozialen Raum« nennt:

»Der auf physischer Ebene realisierte (oder objektivierte) soziale Raum manifestiert sich als die im physischen Raum erfolgte Verteilung unterschiedlicher Arten gleichermaßen von Gütern und Dienstleistungen wie physisch lokalisierte individuelle Akteure und Gruppen (im Sinne von einem ständigen Ort gebundener Körper bzw. Körperschaften) mit jeweils unterschiedlichen Chancen der Aneignung dieser Güter und Dienstleistungen.« (Bourdieu 1991: 29)

Entscheidend ist, dass Bourdieu damit einerseits die Relativität sozialer Räumlichkeit (über Güter, Dienstleistungen etc.) als soziologischen Beurteilungsmaßstab hervorhebt, aber andererseits auf die körperliche Individualität der Akteure mit ihren unterschiedlichen Chancen der Aneignung sozialer Räumlichkeit verweist.

Hinsichtlich der in der Einleitung hervorgehobenen doppelten Relation von Raum und Körperlichkeit – der kontextrelevanten und konstitutiven Bezüge – wird deutlich, dass Bourdieu zwar die Kontextrelevanz hervorhebt und zum Teil empirisch konkretisiert, jedoch die Frage, wie sich die körperliche Erkenntnis aus einer relationalistischen (lagerungsrelevanten) Ordnungsstruktur ergeben kann, nicht weiter verfolgt.

(3) Auf das Problem, wie jene körperliche Voraussetzung der kulturell vermittelten Raumerfahrung genauer bestimmt werden könnte, geht Bourdieu nicht ein. Hierzu bietet es sich an, mit Bourdieu über ihn hinausgehend auf die Phänomenologie unter anderem von Merleau-Ponty zurückzugreifen und diese neu zu lesen, d.h. unter der Maßgabe, dass die dortigen Aussagen zur Anthropologie immer auch im Sinne einer Kulturanthropologie gedeutet werden können.⁵

4 Vgl. dazu Boschert (2005).

5 Damit wird Bourdieus Vorbehalt gegenüber der Phänomenologie gleichsam umgedreht. Wenn er der Phänomenologie vorwirft, dass sie es daran fehlen lässt, die Frage nach den (sozialen) Voraussetzungen »jener Erfahrungen zu stellen, die sie explizit macht« und dementsprechend »eine spezifische Erfahrung

Die positionale Bestimmung des Körpers im Raum zeigt sich nach Merleau-Ponty schon in der einfachen Beobachtung, dass Körperteile sich nie in einen »objektiven« Raum einfügen wie Sachen. Die Hand liegt nicht neben dem Löffel wie ein anderes Besteck sich daneben befindet. Das Wissen um die Platzierung der Hand ergibt sich aus der Situation.

»Der Umriss meines Leibes bildet eine Grenze, die von den gewöhnlichen Raumbeziehungen unüberschritten bleibt. Der Grund ist der, dass die Teile des Leibes in einem ursprünglich eigenen Verhältnis zu einander stehen. [...] der Raum meiner Hand ist kein Mosaik von Raumwertigkeiten. In gleicher Weise ist auch mein ganzer Körper für mich kein Gerüst räumlich zusammengestellter Organe.« (Merleau-Ponty 1966: 123)

In dem Text klingt die wichtige Unterscheidung zwischen einer Situationsräumlichkeit und einer Positionsräumlichkeit an. Letztere verweist auf Stellen im Raum, während eine Situationsräumlichkeit immer verbunden ist mit einem körperlichen Hier. Dieses Hier ist nicht eine Position im objektiven Raum – also ein Raumpunkt neben möglichen anderen –, sondern der Ausgangspunkt von dem ein Bewegen, Tasten oder Sehen ihre Sinnhaftigkeit erfahren.

Merleau-Ponty stützt sich mit dieser Argumentation auf zwei Quellen: Husserls Unterscheidung in einen »situativen Orientierungsraum« und einen gleichsam (objektiv gegebenen) homogenen Raum sowie die Gestalttheorie mit ihren Arbeiten zum Körperschema und den Figur- und Hintergrunduntersuchungen.

Kennzeichnend für den situativen Orientierungsraum ist ein Hier, gleichsam ein Nullpunkt, der aber nicht auf den Koordinatenachsen eines homogenen Raumes eingetragen werden kann. Es ist ein Punkt von dem aus die Dimensionen des Raumes sich entfalten. Oben – unten, rechts – links, vorn – hinten sind jene Dimensionen, die nur in Bezug zum »körperlichen Hier« Relevanz erhalten. Erst durch diese Ordnungsstrukturen im Körperraum ergeben sich Präpositionen wie zum Beispiel »auf« im Sinne, etwas liegt »auf dem anderen«. »Dieses ›auf‹ setzt ein ›oben‹ und ›unten‹ voraus, [denn] [...] die Differenz ›oben‹ und ›unten‹ ergibt im homogenen Raum keinen Sinn.« (Waldenfels 2001: 116)

von sozialer Welt ohne Berücksichtigung der sozialen und ökonomischen Bedingungen verallgemeinert« (Bourdieu 1976: 151), dann gilt dies umgekehrt für Bourdieus daraus abgeleitete vergesellschaftete Subjekttheorie. Sie bestimmt den individuellen Körper als einen immer nur vergesellschafteten. Diese soziologisch richtige Ausgangsposition verdeckt die dahinter liegenden erkenntnistheoretischen Fragen subjektiver Raumkonstitution in vergesellschafteten Kontexten. (Vgl. dazu Franke 2001 u. 2003)

Wesentlich für die Konstituierung des Orientierungsraumes ist die körperliche Existenz und dort insbesondere der aufrechte Gang des Menschen. Mit der Positionierung eines Hier als »oben« in Bezugnahme auf den Kopf und die Augen wird keine relative Raumdifferenz angegeben, sondern eine, die den Raum mitbildet und damit überschaubar macht. Ähnliches kann man auch für die Präpositionen »neben« und »in« oder »vor« sagen. (Ebd.: 17)

Dies bedeutet, räumliche Präpositionen stellen keine schlichten indexikalischen Ausdrücke in der Bedeutung von Demonstrativpronomen wie »dieses« oder »jenes« dar, sondern sie lassen die Relationen zwischen den Dingen erkennen, wobei sie – und dies ist wesentlich – ihren Richtungssinn vom körperlichen Hier erhalten. Das »Hier sein« verweist immer auf ein körperliches Hier, ohne das zum Beispiel auch eine Sprachtheorie nicht auskommt.⁶ So erhält die Aussage, »dies da«, wie schon Aristoteles betont, nach Waldenfels⁷ immer implizit eine Zeigegebärde:

»Ohne diesen körperlichen Bezug ist das Wort leer, d.h. in diesem Fall gehen Zeigen und Sagen ineinander über. Gleichzeitig wird an diesem Beispiel sichtbar, wie die Räumlichkeit im Sprechen [...] als eine Bedingung [fungiert], die das Sprechen mitträgt und nicht bloß als ein Gegenstand in der Rede vorkommt.« (Ebd.: 120)

Grundlage für dieses wechselseitige Verwobensein von Voraussetzung und Ableitung räumlich-zeitlicher Bedingungen im Bezug zur Welt ist ein »Körperschema«. Ein Begriff, den man nicht als ontologischen Entwurf oder a-historische Struktur missverstehen darf. Entsprechend ist das Körperschema auch nicht ein Muster, das einmal erlernt und dann wie ein Werkzeug gebraucht werden kann, sondern es ist als eine Artikulation und Gliederung der Körperlichkeit zu verstehen, die immer in einem Wechselprozess von kontextrelevanten und konstitutiven Raumbedingungen als ein relationales Ordnungsmuster entwickelt wird.

Entsprechend kann das Körperschema als ein situatives, räumlich-zeitliches, körperorientiertes »Scharnier« verstanden werden, zwischen dem, »wie ich« »für mich« und dem, »wie ich« »für Andere« bin.« (Ebd.: 122)

Es zeigt sich bei der räumlichen Orientierung in einem Hier als Ausgangspunkt. Dieser versetzt mich in die Lage, selbstreflexiv zu sagen »Ich bewege mich in Relation zum anderen im Raum« und nicht »Es bewegt mich im Raum«. In diesem besonderen Sprachspiel wird die gattungsgeschichtliche Besonderheit des Menschen als eines Wesens, das gleichzeitig zur Perzeption und Apperzeption fähig ist, sichtbar. Aus der »Dopplung« des Mensch-Welt-Bezugs ergibt sich insbesondere in der Raumerfassung eine permanente Dis-

6 Vgl. ebd.: 119f.

7 Vgl. ebd.

tanzerfahrung und damit eine reflexive Imprägnierung des raum-zeitlich-körperlichen Wahrnehmungsprozesses von Welt. So entsprechen z.B. die Erfahrungen mit dem perspektivischen Seh-Raum, dem kugelförmigen Hör-Raum und den gleichgewichtsbestimmten Bedingungen im kinästhetischen Raum, wie sie insbesondere im Sport in vielfältiger Weise gemacht werden, häufig nicht den euklidischen Ordnungsmustern des Vorstellungs-Raumes, durch den diese Erfahrungsarten (z.B. beim Skilaufen, Surfen, Wasserspringen etc.) scheinbar geordnet oder fokussiert werden.

Zusammenfassung

Kennzeichnend für dieses Kapitel war die Annahme, dass der Raum als Voraussetzung und Ergebnis menschlicher Erkenntnis immer in Bezug zu seinen leiblich-körperlichen Bedingungen konstituiert wird; der Körper damit eine spezifische Erkenntnisfunktion besitzt. Sie zeigt sich grundsätzlich immer als eine gesellschaftlich strukturierte Erfahrung, d.h. mit Bourdieu als verinnerlichte, inkorporierte soziale Erfahrung. Erfahrung, die selbst jedoch wieder spezifischen anthropologischen Bedingungen (z.B. Differenz zwischen intelligiblen und homogenen Raum) bestimmt werden. Aus der Dialektik einer solchen nicht hintergehbaren anthropologischen Voraussetzung erwachsen in der kulturellen Auseinandersetzung mit der Welt wesentliche erkenntnistheoretische Grundlagen des Menschen.

»Die Verhältnisse zwischen den beiden Räumen wären dann etwa diese: sobald ich den leiblichen Raum thematisiere und seinen Sinn entfalte, finde ich nichts in ihm als den intelligiblen Raum. Doch zugleich löst dieser intelligente Raum sich vom orientierten Raum nicht los. Er bleibt eben dessen Explikation; aus ihm ent wurzelt hat er gar keinen Sinn, so dass der homogene Raum den Sinn des orientierten Raumes nur auszudrücken vermag, sofern er ihn von ihm empfangen hat. Nur dann kann der Inhalt wirklich der Form subsumiert werden und erscheint als Inhalt dieser Form, wenn die Form selber zugänglich ist im Durchgang durch ihn. Nur dann kann wirklich der Körperraum zu einem Teil des objektiven Raumes werden, wenn er als der vereinzelte Körperraum selbst keinen Keim der Dialektik in sich trägt, die ihn in den universalen Raum verwandelt.« (Merleau-Ponty 1966: 127)

Merleau-Ponty beschreibt damit das Verhältnis von »Perzeption« und »Apperzeption« des Raumes als ein dialektisches. Eine Dialektik, so könnte man mit Cassirer ergänzen, die in wesentlicher Weise durch den »determinierenden Gesichtspunkt« bestimmt wird, durch den »eine einzelne Wahrnehmung für den Gesamtaufbau der räumlichen ›Wirklichkeit‹ eine sehr verschiedene Bedeutung und sehr verschiedenen Wert gewinnen (kann).« (Cassirer 1953: 188)

Entscheidend ist, dass dieser, gleichsam »archimedische Punkt« der räumlichen Ordnung, nicht als ein transzendentes Apriori gedacht werden kann, sondern sich in einem dialektischen Wechselverhältnis aus dem Kontext der divergierenden Raumerfahrungen entwickelt.

Bewegung : Funktionsbegriff – Prozessbegriff

Auch beim Bewegungsbegriff lässt sich ein relativ weiter Deutungshorizont erkennen. Von der »Metapher für das Selbstverständnis der Moderne« (Klein 2004b: 7) über die Funktionszuweisung in Raum-Zeit-Bezügen physikalischer Untersuchungen bis zu ontologischen Bestimmungen über das Urprinzip des Lebens wird der Bewegung häufig eine fundamentale Bedeutung zugewiesen.

Im folgenden Kapitel soll auf einen begrenzten Ausschnitt dieser Interpretationsvielfalt eingegangen werden. Dabei wird sich zeigen, dass ebenso wie bei der Frage nach der Relation von Körperlichkeit und Raum auch jene von Körperlichkeit und Bewegung in zweifacher Weise expliziert werden kann:

- 5 Zum einen lässt sich die Einbindung der Körper im Raum unter bewegungsrelevanter bzw. zeitlicher Perspektive aus funktionaler Sicht analysieren.
- 6 Zum anderen ist aber auch jede Art von Körperlichkeit aus konstitutiver Sicht nur bestimmbar, wenn die prinzipielle Prozesshaftigkeit, das »Veränderliche«, »Bewegende«, an der Bewegung im Konstitutionsprozess von Körperlichkeit berücksichtigt wird.

Bewegung aus funktionaler Sicht

Aussagen zur Bewegung im Alltag folgen in der Regel naturwissenschaftlichen Deutungsangeboten. In der Physik definiert man die Bewegung als eine Änderung der Lage (Ortsveränderung) eines Körpers in der Zeit. Aus dieser Perspektive wird die Bewegung in Relation zu einem Bezugssystem beschrieben. Aus räumlicher Sicht kann man dabei unterscheiden in fortschreitende Bewegungen (Translation), die sich hinsichtlich der Geschwindigkeit als gleichförmige, beschleunigte oder verzögerte zeigen, und Bewegungen um eine ruhende, feste Achse, die als Drehbewegungen (Rotation) bezeichnet werden. Durch die Abhängigkeit von einem Bezugssystem erscheint die Bewegung als ein relativer Begriff. Bewegt sich z.B. eine Person in einem fahrenden Zug, ist die Bewegung relativ zum Zug eine andere als relativ zur Erde und letztere wieder unterschieden von jener zur Sonne. Das heißt, man kann sagen, dass ohne Angabe eines Bezugssystems innerhalb dessen die Zuschreibung stattfindet, es aus funktionaler Perspektive wenig sinnvoll erscheint, eine Bewegungsbeschreibung vorzunehmen. Menschliche Bewegungen kön-